

Das Kindeswohl nicht im Blick

Christl Ruth Vonholdt

Justizministerin Brigitte Zypries (SPD) will ein allgemeines Adoptionsrecht für homosexuell lebende Paare durchsetzen. Danach sollen homosexuelle Partnerschaften, so wie bisher Ehepaare, fremde Kinder gemeinsam adoptieren dürfen. Um ihre Forderung zu untermauern, stellte Frau Zypries am 23.07.2009 in Berlin die Ergebnisse einer von ihr in Auftrag gegebenen Studie vor.¹ Frau Zypries: „Nach den Ergebnissen der Studie ist das Kindeswohl in Regenbogenfamilien genauso gewahrt wie in anderen Lebensgemeinschaften. ... Kinder entwickeln sich bei zwei Müttern oder zwei Vätern genauso gut wie in anderen Familienformen.“²

Dies sind weitreichende Schlussfolgerungen, die bei näherem Hinsehen durch nichts in der Studie zu belegen sind.

Worum geht es?

Zunächst: Es gibt weit mehr adoptionswillige Ehepaare als Kinder, die auf eine Adoption warten. Hier ist also keine Notlage, aus der heraus eine Ausweitung des Adoptionsrechts zu erwägen wäre.

Bei der Frage nach einem allgemeinen Adoptionsrecht für homosexuelle Partnerschaften sind mindestens zwei Fragekomplexe zu klären: 1) Ist das Geschlecht der „Eltern“ bedeutungslos oder hat es Entwicklungsvorteile für Kinder, wenn sie in der männlich-weiblichen Doppelstruktur von Vater und Mutter aufwachsen? 2) Es gibt zahlreiche, statistisch gesicherte Unterschiede, was das Leben homosexuell bzw. heterosexuell lebender Menschen betrifft. Haben diese Unterschiede Auswirkungen auf die Kinder?

Die Stichprobe der Studie

In der Studie wurden insgesamt 1.059 erwachsene Personen befragt, ausgewertet wurden im Wesentlichen die Einschätzungen der 866 Personen, die in eingetragenen Lebenspartnerschaften lebten. Davon waren 93% Frauen, 7% Männer. Ihre Aussagen beziehen sich auf 693 Kinder, von denen fast alle (92%) seit Geburt bei einem leiblichen Elternteil, fast immer der Mutter, lebten. Obwohl die Stiefkindadoption seit 2005 möglich ist, hatte bei über zwei Drittel aller Kinder die Partnerin der Mutter das Kind *nicht* adoptiert. Von den 332 Kindern, bei denen es Informationen zum außerhalb der „Regenbogenfamilie“ lebenden leiblichen Elternteil (fast immer der Vater) gab, hatten 74% der Kinder eine Beziehung zu ihrem Vater.

Nur knapp 8% aller Kinder waren fremde Kinder: 6% Pflegekinder, 1,9% Adoptivkinder.

Die Mütter und ihre Partnerinnen (93%) äußerten sich ausführlich zu zahlreichen Themen, etwa zur künstlichen Befruchtung, wie sie sich die häusliche Arbeit aufteilen und dann auch zur Entwicklung und dem Sozialverhalten ihrer Kinder sowie zu ihrer eigenen Erziehungskompetenz.

¹ Rupp, Marina (Hrsg.), Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften, Bundesanzeiger Verlag Köln 2009, 355 Seiten.

² <http://www.bmj.bund.de/230709adoption>

Zudem wurden 95 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 10 und 19 Jahren befragt (Durchschnittsalter 14 Jahre). Auch hier lebten fast alle bei der leiblichen Mutter. Die meisten (78%) stammten aus einer früheren heterosexuellen Partnerschaft und hatten im Mittel die ersten 5 Jahre gemeinsam mit Mutter und Vater verbracht. Zum Zeitpunkt des Beginns der „Regenbogenfamilie“ waren sie im Mittel 7,6 Jahre alt. 66% hatten zum Zeitpunkt der Befragung eine Beziehung zum leiblichen Vater.

Das Geschlecht der Eltern ist nicht gleich-gültig

Aus den Zahlen ist ersichtlich: Diese Stichprobe ist nicht vergleichbar mit Adoptivkindern, die von Geburt an bei fremden, homosexuell lebenden „zwei Müttern“ oder „zwei Vätern“ aufwachsen und nie die männlich-weibliche Doppelstruktur als Grundlage ihres eigenen Lebens im Alltag erleben. Zum einen lebten fast alle Kinder der Studie seit Geburt nicht bei einer fremden Frau, sondern bei ihrer leiblichen Mutter – ein wichtiger Stabilisierungsfaktor für ihre Entwicklung. Zum anderen hatten nicht wenige Kinder und sogar 66% der befragten Kinder auch eine dauerhafte Beziehung zum leiblichen Vater. 78% der befragten Kinder hatten im Mittel die ersten fünf Lebensjahre gemeinsam mit Mutter und Vater verbracht! Die ersten Lebensjahre sind aber für die kindliche Entwicklung sehr bedeutsam. So ist etwa die Entwicklung einer sicheren Geschlechtsidentität, für die das Kind männliche und weibliche Bilder braucht, mit fünf Jahren im Wesentlichen schon abgeschlossen.

Aufgrund ihrer Biografien hatten die befragten Kinder also einen konkreten Zugang zur Vater-Mutter-Kind-Triade als Grundlage ihres eigenen Lebens und besaßen so einen beständigen Zugang zu ihrem eigenen zweigeschlechtlichen Ursprung. Diese Verankerung des eigenen Ursprungs ist in der Regel auch Kindern alleinerziehender Mütter gegeben, denn sie wissen, dass der Vater fehlt und können den Verlust deshalb bearbeiten.

Befürworter eines vollen Adoptionsrechts für homosexuelle Partnerschaften dagegen betonen, die neue Familie sei eine „komplette“ Familie, ihr fehle das andere Geschlecht nicht wirklich; wer solches behauptete, diskriminiere nur die neue Familienform.

Kaum etwas ist in der sozialwissenschaftlichen Forschung der letzten 30 Jahre so gut belegt wie die Tatsache, dass Mutter und Vater *geschlechtsabhängig* Verschiedenes und Komplementäres für die Entwicklung der Kinder leisten. Die führenden deutschen Bindungsforscher Klaus E. und Karin Grossmann sind der Auffassung: „Wir haben es also mit deutlichen Geschlechtsunterschieden im Einfluss der Eltern auf die Entwicklung ihrer Kinder zu tun. (...) Beide zusammen, Vater und Mutter, legen also erst die Grundlagen für psychische Sicherheit und ergänzen einander...“³ Vaterentbehrung und Mutterentbehrung, auch das ist wissenschaftlich gut belegt, haben negative, das ganze Leben der Kinder belastende Langzeitfolgen. Die vorliegende Studie kann diese Daten nicht entkräften.

Es fehlen handfeste Daten

Als Grundlage für eine Gesetzesänderung ist die Studie auch aus anderen Gründen fragwürdig. Es fehlen empirisch abgesicherte Daten:

1) Die entscheidende Frage bei Interviews ist, wie zuverlässig und objektiv die Selbstaussagen von Befragten sind. Angesichts der Tatsache, dass es sich hier um ein sehr sensibles, potenziell selbstwertabträgliches und mit politischen Zielen aufgeladenes Thema handelt, gibt es keine handfesten Beweise dafür, dass die persönlichen Einschätzungen der

³ Grossmann, K. u. K., Das eingeschränkte Leben, in: Gebauer, K. u. Hüther, G., Kinder brauchen Wurzeln, Düsseldorf 2001, S. 60.

Mütter den objektiven Gegebenheiten entsprechen. Objektivere Beurteilungen wie etwa psychologische Gutachten über das Verhalten der Kinder fehlen.

2) Aus der Forschung ist bekannt, dass Selbstbeurteilungen von Kindern und Jugendlichen häufig nicht objektiv sind und dass Kinder in der Regel ihre eigene Familie und engsten Bezugspersonen schützen. Sorgfältige Studien schließen deshalb Verhaltensbeobachtungen mit ein. Verhaltensbeobachtungen fehlen in der Studie völlig.

3) Wir wissen, dass beispielsweise die Scheidungsforschung anfangs mit Fragen nach sozialen Kompetenzen der Kinder oft keine Unterschiede zu Kindern aus Nicht-Scheidungsfamilien feststellen konnte. Erst später hat man genauere „Messinstrumente“ entwickelt und damit die traumatischen Spätfolgen für die Kinder offen legen können. Wichtige Fragen wie die nach der sexuellen Orientierung der Jugendlichen, sexuellen Erfahrungen und grundsätzlichen Lebens- und Beziehungserwartungen der Kinder wurden in der Studie nicht gestellt.

Jedes homosexuell lebende Paar mutet einem Kind vorsätzlich eine Vater- oder Mutterentbehmung zu. Für lesbisch lebende Frauen etwa ist es kennzeichnend, dass sie den Mann und das Männliche aus ihrer Nähebeziehung strukturell ausgeschaltet haben. Welche Langzeitauswirkungen hat diese bewusste Ablehnung des Männlichen auf mitlebende Jungen, die lernen müssen, ihre eigene Männlichkeit positiv zu integrieren? Für diese und weitere wichtige Themen wie Identitätskrisen, sexuelle Probleme, Depressionen als Langzeitfolge hätte es einer Langzeitstudie bedurft. Die Forscherinnen geben selbst zu, dass für „valide Befunde zur Persönlichkeitsentwicklung“ eine Langzeitstudie erforderlich gewesen wäre.⁴

4) Bei der Befragung der Kinder erfährt man nur, um welche Themen es geht, etwa welche Gefühle der Verbundenheit die Kinder mit ihrer jetzigen Familie haben. An keiner Stelle sind die genauen Fragen, die den Kindern gestellt wurden, aufgelistet. Diese mangelnde Transparenz verringert zusätzlich den wissenschaftlichen Wert der Studie.

5) Obwohl das Bundesjustizministerium ausdrücklich homosexuell lebende Männerpaare einbezieht, ist deren Zahl (7%) zu gering, um daraus allgemeine Schlussfolgerungen ableiten zu können.

Statistisch gesicherte Unterschiede in den Lebensformen

Die Forschung hat gesicherte Daten über Unterschiede, was das Leben homosexuell bzw. heterosexuell Lebender anbetrifft.

1) Zahlreiche Studien, so auch eine brandaktuelle amerikanische Studie aus dem Jahr 2009⁵, weisen nach, dass bei homosexuell lebenden Männern und Frauen die Häufigkeit psychischer Erkrankungen deutlich höher ist als unter heterosexuell Lebenden.⁶ (Versuche zu zeigen, dass die Ursache hierfür in gesellschaftlicher Diskriminierung läge, schlugen bisher fehl.) Welche Auswirkungen haben diese Unterschiede auf die mitlebenden Kinder?

2) Ebenso zeigen zahlreiche Studien, dass bei homosexuell lebenden Männern Sex, ein sexualisiertes Umfeld und Promiskuität, d.h. häufige sexuelle Nebenpartner neben einer „festen“ Hauptpartnerschaft, eine wesentlich größere Rolle spielen als in einer üblichen ehelichen Beziehung von Vater und Mutter. Dies gilt auch für homosexuelle Männer, die in einer Lebenspartnerschaft leben. Welche Auswirkungen hat das auf mitlebende Kinder und Jugendliche? Sind sie in einem solchen, stärker sexualisierten Umfeld nicht doch häufiger der

⁴ Rupp, M., a.a.O., S. 33.

⁵ <http://www.biomedcentral.com/1471-244X/9/52>

⁶ Z.B. Sandfort, T. et al.: Same-Sex Sexual Behavior and Psychiatric Disorders: Findings from the Netherlands Mental Health Survey and Incidence Study (NEMESIS), Arch. Gen. Psych. 58, 2001, S. 85-91.

Gefahr sexueller Grenzüberschreitungen ausgesetzt? Einiges in der Forschung spricht dafür⁷, abschließende Erkenntnisse fehlen noch.

Es nützt nichts, diese heiklen Fragen zu umgehen. Wem es wirklich um das Kindeswohl geht, wird sie stellen und mit Daten untermauerte Antworten suchen. In der vorliegenden 355-Seiten-Studie werden diese Fragen (teilweise) zwar auf einer halben Seite kurz gestellt, aber nicht beantwortet.

Das Kindeswohl nicht im Blick

Es geht nicht um die Frage, ob lesbisch lebende Mütter nicht auch Erziehungskompetenzen haben. Es geht um die Frage, was es rechtfertigen könnte, einem Adoptivkind vorsätzlich eine Vater- oder Mutterentbehmung zuzumuten, obwohl dies nicht sein müsste, denn es gibt, wie gesagt, ja mehr adoptionswillige Mann-Frau-Ehepaare als Kinder, die auf eine Adoption warten.

In der Studie fällt negativ auf, dass die Mütter und ihre Partnerinnen über Seiten hinweg in ausgedehnten Passagen zitiert werden, doch nur am Ende der Studie finden sich auch zwei sehr kurze Zitate von Kindern, deren Geschlecht nicht genannt ist. Die vorliegende Studie sei, so Frau Zypries, „ein wichtiger Baustein auf dem Weg zur vollen gesellschaftlichen und rechtlichen Anerkennung homosexueller Paare“⁸. Genau diesen Eindruck wird man beim Lesen der Studie nicht los: dass es eben doch um die gesellschaftliche Anerkennung homosexueller Lebensweisen geht und nicht um das Wohl des Kindes.

10.9.2009

Dr. med. Christl Ruth Vonholdt
Ärztin für Kinder- und Jugendmedizin
Leiterin Deutsches Institut für Jugend und Gesellschaft
D-64395 Reichelsheim
institut@diyg.de, www.diyg.de

⁷ Z.B. Phelan, J.E. et al., What research shows. Journal of Human Sexuality, hrsg. von NARTH, vol. 1 2009, S. 84-85; Rekers, G., Review of research on homosexual parenting, adoption and foster parenting, S. 77-78, <http://www.narth.com/docs/RationaleBasisFinal0405.pdf>

⁸ <http://www.bmj.bund.de/230709adoption>